



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Krügerhans, der nach allen Seiten hin seinen Pflichten genügt zu haben glaubte, eilte nun in den Gasthof, wo gerade, als er ankam, von den Tanzenden zu den Klängen eines Schottischen gesungen wurde:

Zule, setz das rechte Been
Zierlich vor das linke,
Ach das macht sich gar so scheen,
Schade, daß ich hinte!
Sonst riskiert ich en Galopp
Glei mit dir, so hopp, hopp, hopp!

Er und Max kamen auch zu der allerseits mit Ungeduld erwarteten Weihnachtsbauerei noch gerade zurecht und konnten, da sie beide für kein sie begleitendes Mädchen und nur für ihre eigne Haut und Uniform zu sorgen hatten, einen hervorragenden Anteil an der Funktion nehmen. Nachdem das Lokal zweimal nacheinander von zwei siegreichen Parteien gründlich ausgeräumt, und was an Gläsern, Tischen, Stühlen und Bänken zu zer schlagen ging, gewissenhaft zer schlagen worden war, einigte man sich wieder, wusch und verband die Verwundeten und fing, als wäre nichts geschehen, wieder zu tanzen an. Die Frauenzimmer, die beim Ausbruch der Keilerei zum größten Teil mit obligatem ohrenzerreißendem Geschrei in den Keller geflüchtet waren, kamen, als das Orchester wieder einsetzte, vollzählig wieder zum Vorschein, und die ersten Paare hatten sich kaum ein paarmal im Takte gedreht, als schon wieder von der besänftigten Menge der freundliche Chor angestimmt wurde:

Zule, setz das rechte Been
Zierlich vor das linke!

Nur Röberkarl war um seine Weihnachtsfreude gekommen. Da das Haus seiner Eltern dem Gasthof schief gegenüber lag, hörte er wenigstens die Musik, und von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf ein zerknittertes Zettelchen, das ihm Krügerhans im Laufe des Vormittags gebracht hatte, und worauf von Minna Regels eigner Hand geschrieben stand: Armer Freund, machen Sie, daß Sie bald wieder gesund werden. Es wünscht Sie nur Glück und Segen Ihre treue Freundin M. R.

Der Mensch, dachte Röberkarl, wenn er dieses Zettelchen wieder las, ist nicht Herr seines Schicksals. Wenn es nicht Godewitschens Helenchen, sondern Regels Minna sein soll, deren Eltern für die Ziege, die Federbetten und die nußbaumfarbig Gebeizten zu sorgen haben, so kann mir das ja auch recht sein. Wenn ich nur erst wieder raus könnte. Gehen und sehen, dem Mädels in die Augen gucken mußte er können, um, wie Cäsar, zu siegen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die neue Botschaft des nordamerikanischen Bundespräsidenten. Die Vereinigten Staaten werden als Mitspieler in der großen Politik von Jahr zu Jahr wichtiger. Am deutlichsten bekundet das England durch die großen Opfer, die es immer wieder der Republik bringt. Der Verzicht auf das vertragsmäßige Recht auf Miterbauung des großen mittelamerikanischen Kanals ist wohl das bedeutendste davon. Auch die Unterwerfung unter den Willen der Amerikaner in der Alaskagrenzfrage, das neueste der Opfer, ist von Belang und wird in Kanada schmerzlich empfunden. England hat von einem Streit mit der Union eine Ausdehnung der Monroedoktrin in dem Sinne zu fürchten, daß die Amerikaner darauf bestehen müßten, kein Teil der westlichen Hemisphäre dürfe im Besitz Europas bleiben. Um das zu hindern, bietet England alles auf, die Freundschaft der Vereinigten Staaten zu erlangen. Diese selber aber werden immer mehr zu einer

schlagfähigen Großmacht, wenn auch eine Unterströmung vorhanden ist, die den Imperialismus bekämpft, weil sie als seine Folge den Militarismus fürchtet. Sie bietet alles auf, die Republik bei den Friedenstendenzen festzuhalten, unter denen sie seit ihrem Entstehen gestanden hat, wird aber zur Zeit offenbar überwältigt durch die imperialistische Strömung, die durch die Eroberung von Portoriko, von den Philippinen und von Hawai stark angefeuert ist, die in der alleinigen Herstellung des Panamakanals und in der Entstehung der Republik Panama Triumphe feiert, und die die Erwerbung Kubas als einen weiteren Schritt zur Beherrschung Amerikas durch die Vereinigten Staaten ansieht.

Präsident Roosevelt ist ein zu vorsichtiger und zu kluger Politiker, als daß er in seiner Kongressbotschaft auf diese Dinge irgendwie einging. Er hat sich immer als ein loyaler Mann bewiesen, es liegt also nicht die geringste Notwendigkeit vor, zu glauben, daß er seine frühere feierliche Versicherung mißachten werde, nämlich daß seiner Regierung nicht gelüste nach Herrschaft über andre Staatsgebilde des Weltteils; sein Staatssekretär Hay ergänzte das in einer Rede dahin, daß „uns so wenig nach ihnen der Sinn steht wie nach dem Besitz der Gebirge auf dem Monde.“ Auch die chauvinistische Richtung, deren wir soeben gedachten, wird nur von einer ganz allmählichen Ausführung ihres Programms träumen. Denn das den Vereinigten Staaten nicht gehörende Amerika ist dreimal so groß als diese und hat annähernd dieselbe Einwohnerzahl, nämlich siebenzig Millionen gegen sechsundsiebzig Millionen. Dazu die Unterschiede der Rasse, der Religion und der Sprache. Auch wenn die Vertreter der Mischlingsnationen in Süd- und in Mittelamerika gutwillig nach Washington kommen wollten, um im Senat und im Repräsentantenhause über das Wohl des Weltteils mitzuraten und mitzustimmen, würde man sie wohl nicht gebrauchen können.

Der Präsident schlägt deshalb durchaus nicht einen chauvinistischen Ton an. Er sagt von der Maastrichtfrage: „Die schiedsrichterliche Entscheidung hat einen redenden Beweis geliefert von dem Billigkeitsgefühl und dem guten Willen, womit zwei befreundete Völker sich nahe kommen und Streitigkeiten beendigen können, die, weil sie Fragen der nationalen Hoheit einschließen, dem Schiedspruch einer dritten Macht unzugänglich sind.“ Wegen Panamas betont er die alten Verträge mit Neu-Granada und den Übergang des Namens Kolumbia auf das ehemalige Gebiet von Neu-Granada. Dann fährt er fort: „Eine neue Republik, die von Panama, ist jetzt in die Rechte eingerückt, die früher die beiden andern über den Isthmus hatten. Aber solange der Isthmus besteht, verewigt auch das bloße geographische Dasein dieser Landenge und das durch unsre eigentümliche Position hervorgerufene Interesse daran den feierlichen Vertrag mit den Besitzern des Landes und nötigt sie, unser Recht auf freien Verkehr anzuerkennen; wir dagegen werden gezwungen, für den Isthmus und für die Welt den Gebrauch des unschätzbaren Vorrechts zu sichern. Die Regierung von Kolumbia verschmähte nicht nur unsern neuen Kanalvertrag mit ihr, sondern verschmähte ihn in einer Weise, die es offenbar machte, daß keine Hoffnung bleibt, mit ihr jemals zu einem befriedigenden Vertrag zu kommen. Das Volk von Panama ist lange mit der Republik Kolumbia unzufrieden gewesen, es blieb nur ruhig in der Hoffnung auf den Abschluß eines Vertrags über den Kanal. Als dieser hoffnungslos verloren war, erhob es sich buchstäblich wie ein Mann. Kein Schuß zugunsten der kolumbianischen Regierung wurde abgefeuert. Die Pflicht der Vereinigten Staaten war klar. In strenger Übereinstimmung mit den von den Staatssekretären Cass und Seward dargelegten Grundsätzen gaben sie bekannt, daß sie die Landung eines bewaffneten Expeditionskorps nicht dulden würden, weil dessen Ankunft ein Chaos und die Zerstörung der Panamaeisenbahn, sowie des projektierten Kanals und eine Unterbrechung des Güterverkehrs bedeuten würde. Die de facto bestehende Regierung Panamas wurde dann anerkannt.“

Die Loyalität der Begründung läßt nichts zu wünschen übrig. Auch die andern Regierungen haben ja Panama anerkannt. Die spätere Geschichte wird zeigen, was

aus der neuen Protektorstellung — denn eine solche liegt trotz allem darin — weiter geworden sein wird.

Bei aller Friedlichkeit unterläßt das Haupt des nordamerikanischen Volkes aber nicht, auf eine Verstärkung der Flotte zu dringen und auch zu mahnen, daß die Handelsflotte so gehalten werde, daß sie der Kriegsslotte zum Nutzen gereichen könne. Die Vereinigten Staaten, als einzige Großmacht in Amerika, sind in der glücklichen Lage, es mit dem Landheer langsam angehen zu lassen. Desto mehr Wert legen sie auf die Kriegsslotte, der sie eine Bündnisfähigkeit verdanken, die von Jahr zu Jahr steigt. Jede Großmacht müßte den Zuwachs an Macht empfinden, den sie oder ihr Gegner durch Hinzutritt der amerikanischen Flotte erfahren würde. Wenn auch ein Eingreifen in europäische Angelegenheiten sicherlich nicht im Programm der Vereinigten Staaten liegt, so behalten sie sich doch ausgesprochenmaßen das Recht auf Mitwirkung in allen pazifischen Angelegenheiten vor. In Ostasien haben sie dieselbe Rolle angetreten. Rußlands ganze diplomatische Schlaueit ist dahin gerichtet, jegliche Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Japan abzuwehren, wogegen England und Japan alles tun, sie hereinzuziehen. Was bei einem europäischen Konflikt geschehn würde, der in überseeischen Fragen seinen Ursprung hätte, entzieht sich jeder Vorausberechnung. Von der amerikanischen Seemacht sagt Präsident Roosevelt: „Die Flotte ist der Arm, der unsrer Regierung immerfort die größte Hilfe in der Vertretung unsrer Rechte gewähren wird. Jede in einen Krieg verwickelte Macht wird die Stärke unsrer Flotte, die Zahl unsrer Schiffe von jeder Klasse, ihre Beschaffenheit und die Geschwindigkeit kennen, mit der wir sie in Dienst stellen können; jede wird einem solchen Argument das ihm gebührende Gewicht beilegen. Herzlich beglückwünsche ich den Kongreß zu dem stetigen Fortschritt in der Erbauung der amerikanischen Kriegsmacht. Wir können in diesem großen Werk nicht nachlassen. Stillstand heißt Rückgang. Es sollte keine Nachgiebigkeit geben in der Verstärkung der einzelnen Fahrzeuge, in der Gefechtsstärke der Flotte. Die Marineverwaltung und die Offiziere der Flotte tun ihre Pflicht, indem sie für ständigen Dienst auf See, möglichst ähnlich der Wirklichkeit des Krieges, sorgen. Auch am Lande sind die besten Leistungen unentbehrlich, aber die höchste Pflicht eines Flottenoffiziers ist die Übung im Befehl auf See. Die Errichtung einer Marinestation auf den Philippinen sollte nicht länger aufgeschoben werden. Eine solche ist wünschenswert im Frieden. In Kriegszeiten würde sie unentbehrlich sein, ihr Mangel wäre geradezu verderblich. Ohne sie wäre unsre Flotte hilflos. Unsre Fachleute sind einig, daß die Subigbay der geeignetste Platz für sie wäre. Ebenso wäre es außerordentlich wünschenswert, daß ein Generalstab für die Marine ähnlich wie für die Armee geschaffen würde. Obgleich die bestehende Organisation tüchtige Leistungen aufweisen kann, so hat sie nicht die Autorität eines Generalstabs und nicht die genügende Machtvollkommenheit, bei plötzlichen Anlässen handeln zu können.“

Auch die Handelsflotte zieht der Präsident in den Kreis seiner Betrachtungen. „Unser Transportdienst sollte der beste sein. Wenn er es nicht ist, wird das Publikum ihn verschmähen. Frachtdampferlinien sind wichtiger als schnelle Postdampferlinien, außer wenn davon Schiffe in Kriegszeiten als Hilfskreuzer dienen können. Die Errichtung neuer Frachtdampferlinien liegt im Interesse des Wachstums unsers Handels.“

Das ist eine eindringliche, sachliche Rede, ganz ohne Phrase. Der Präsident wird damit aller Wahrscheinlichkeit nach das Herz seiner Nation treffen. Er berührt in keiner Weise Sympathien oder Antipathien irgend einem fremden Volke gegenüber. England hat mit seinem Liebeswerben noch keinen Erfolg errungen, nur ist es gelungen, einen Teil der Presse und des ihr folgenden Publikums mit Mißtrauen gegen Deutschland zu erfüllen. Das wird ohne schlimme Folgen bleiben, solange nicht von Deutschland aus Material geliefert wird, das die Hecker in Amerika gegen uns benutzen können. Sollte unsre Nation einer gewissen

Elite folgen, die sich in eine Sprache gegen Amerika hineinredet, wie sie sie nur allzulange gegen England geführt hat, so sind große Nachteile möglich. Wir haben keinerlei kollidierende Interessen mit den Vereinigten Staaten, traditionell ist vielmehr alte Freundschaft. Möge es nicht von uns einst heißen:

So ein verliebter Tor verpufft
 Euch Sonne, Mond und alle Sterne
 Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

In der innern Politik der Vereinigten Staaten ist unter den von Roosevelt berührten Punkten der wichtigste das Verhalten des Staats gegen die Trusts. Hierin hat der Präsident offenbar große Wandlungen durchgemacht. Anfänglich war er von kühnem Kampfesmut gegen die Gebilde des Riesenkapitals beseelt. Er kündigte eine reelle Staatsaufsicht an, um sie zu zwingen, ihre Dienste zu allgemeinem Besten zu verwenden. Damit stieß er in ein Wespennest. Die Spender der größten Beiträge zu den Parteikassen erklärten, streifen und einer Wiederaufstellung Roosevelts als Präsidentschaftskandidaten Hindernisse in den Weg legen zu wollen. Seitdem ist Herr Roosevelt zahmer geworden. Von dem Ei der Staatskontrolle über die Trusts ist nichts mehr geblieben als die Schale. Es wird ein Bureau eingerichtet, das die Regierung mit zuverlässiger Nachricht über das Gebrechen der großen kapitalistischen Verbindungen versehen soll. Ehrliche Gesellschaften hätten dergleichen nicht zu fürchten, und auf solche, die sich vor dem Licht fürchteten, sollte man keine Rücksichten nehmen. — Nun, die Regierung wird nicht viel zu hören bekommen, was den Trusts nachteilig wäre. Der Präsident vertraut auf Fortdauer der allgemeinen Wohlfahrt. Solange diese herrscht, wird in der Tat das Unwesen der Trusts wohl ertragen werden.

Kalthoff. Gelehrter als der bremische Prediger mögen sie sein, die Herren von der ältern und der jüngern Tübinger Schule, samt ihrem Bollender Harnack, aber in der genialen Kombinationsgabe und in der poetischen Gestaltungskraft erreichen sie ihn nicht. Er macht ganze Arbeit. Die Bibelkritik der liberalen Theologie, lehrt er in seiner Schrift: Das Christusproblem (Leipzig, Eugen Diederichs, 1902), hat in Beziehung auf das Neue Testament bisher nur ein rein negatives Ergebnis zuwege gebracht. Es fehlt ein Wellhausen, der auch den Ursprung der christlichen Religion in den natürlichen Gang der Geschichte einordnet, den unsre Theologen immer noch in einen dogmatischen Schleier hüllen. Der arme selige „exzerpierte“ Christus, den sich jeder der Herren nach seinem Geschmack zurecht macht, hält vor der Wissenschaft so wenig stand wie der kirchliche, denn um die sogenannte Echtheit der Stellen, die dieser oder jener gelten läßt, steht es nicht besser als um die der als eingeschoben verworfenen. „Der Name Jesus ist für die protestantische Theologie ein leeres Gefäß geworden, in das jeder Theologe seinen Gedankeninhalt hineingießt“ (einen Gedankeninhalt, der politisch nicht unbequem sein darf, wie spottend gegen Harnack bemerkt wird). Der Grundirrtum besteht in dem protestantischen Schriftprinzip. Die Kirche ist nicht auf die Schrift gegründet, sondern die Schrift ist (wie bekanntlich schon Lessing deutlich erkannt und gelehrt hat, was Kalthoff auch ausdrücklich hervorhebt) ein Erzeugnis der Kirche und der erste literarische Niederschlag ihres Ideengehalts und ihres Gemeindelebens. Der jüdische Messianismus war nichts anderes als die religiöse Ausprägung des sozialen Rechtsgedankens, der seiner Natur nach universalistisch im Gegensatz zum Nationalstaat, demokratisch und kommunistisch ist. Dieser Gedanke ergriff mächtig das Proletariat der jüdischen Diaspora, besonders der römischen Judengemeinde, und von Rom aus wurde die Bewegung organisiert. Die sozialen Zustände, die das Neue Testament, besonders in den Gleichnissen, voraussetzt, sind nicht palästinensisch, sondern italisch. Petrus ist wirklich in Rom gewesen, denn er ist nichts anderes als die Personifikation der römischen Gemeinde. Die Gewohnheit der jüdischen Lehrer, Zustände, Ereignisse, Völker zu personifizieren und die

Gegenwart in die Vergangenheit zu projizieren, hat die apokalyptische Literatur erzeugt, von der das in der Makkabäerzeit entstandne Buch Daniel der erste bedeutende Repräsentant ist. Auf diese Weise sind die Bilder Jesu und seiner Apostel geschaffen worden. Die Verfolgung unter Trajan gab einen mächtigen Anstoß zu dieser Art Poesie; mit Pontius Pilatus ist der Statthalter Plinius gemeint, der dem Kaiser über die Christen berichtet und ihn um Verhaltensmaßregeln gebeten hat. Die verschiedenen Darstellungen bei Matthäus, Lukas, Johannes und in der an den Namen Paulus geknüpften Briefsammlung sind die Niederschläge verschiedener Entwicklungsstadien. Nicht ein Mensch Jesus ist im Laufe der Zeit zum Christus und zum Gott geworden, sondern der Christus, die ewige göttliche Idee des Rechts, ist das ursprüngliche, und deren Kampf gegen Gewalt und Unrecht wird in dem Gedicht von Jesus dargestellt. Der Kampf gegen die Schwarmgeister auf der einen, gegen die „eine reaktionäre Masse“ auf der andern Seite zwingt das von der hohen Idee ergriffne Proletariat, sich zu organisieren. Indem „die eruptiven Kräfte“ der alten Gesellschaft kirchlich organisiert werden, „sind sie damit ihrer elementaren Wucht ledig, aber in das breite Bett des die große allgemeine Kulturschaffenden Lebens geleitet. Im Klosterleben, der sozialen Grundform des mittelalterlichen Kirchenlebens, ist Arbeit und Besitz genossenschaftlich organisiert, aber der klösterliche Kommunismus soll nur den großen katholischen Weltkommunismus vorbereiten.“ Dieser internationale Kommunismus hat jedoch seinen Schwerpunkt im Jenseits, er gründet sich auf metaphysische Voraussetzungen, nicht auf ökonomische Wirklichkeiten. Aus diesen erwächst der moderne Staat, der den kirchlichen Kommunismus zertrümmert, in seinem Schoße aber den Keim einer neuen sozialen Bewegung trägt, die auf eine neue, die ökonomische Organisation der Welt abzielt. So hat also die katholische Kirche in der Auffassung ihres eignen Wesens und ihres Verhältnisses zur Schrift recht gegen den Protestantismus. Ihr Unrecht besteht darin, daß sie an dem Glauben an das geschichtliche Dasein ihrer Ideale festhält, nachdem die Bibelkritik — darin besteht der Verfall und das Verdienst der liberalen protestantischen Theologie — die Unmöglichkeit dieses Daseins nachgewiesen hat, und daß sie ihre Organisation und ihre metaphysischen Voraussetzungen nicht aufgeben will, nachdem die ökonomische Entwicklung die Grundlagen der ersten, die moderne Wissenschaft die zweiten zerstört hat. Aus der liberalen Theologie muß jetzt die soziale, auf die moderne Weltanschauung gegründete werden. Die Evangelien bleiben wertvoll als Geschichtsquellen, als Urkunden nicht der Geschichte eines Individuums sondern der Geschichte einer sozialen Bewegung.

Die moderne Weltanschauung beruht auf der Erkenntnis der Unendlichkeit der Welt, des Gesetzes der Erhaltung der Kraft und des Gesetzes der Entwicklung und der Anpassung. Wie diese moderne Welterkenntnis für eine neue Religion zu verwenden sei, lehrt Ralshoff in einer Reihe von Vorträgen, die er im Winter 1901/2 in seiner Martinikirche gehalten und 1903 (wieder bei Eugen Diederichs in Leipzig) unter dem Titel: Religiöse Weltanschauung herausgegeben hat. Das Originelle und Geniale dieses wie des Christusbüchleins liegt nicht in den Bestandteilen, die, wie der Leser aus unserm Abriss des zweiten erkannt hat, größtenteils schon von andern geschaffen waren, sondern in dem damit aufgebauten wohlgefügtten Ganzen, das viele oberflächliche Beschauer befriedigen wird, und in der Anziehungskraft, die dem jüngern Buche die religiöse Wärme, der ideale Schwung und die poetische Auffassung des Verfassers verleihen. Die Poesie, die er für die echte Wirklichkeit erklärt, verdeckt ihm die Schwierigkeiten, die der weniger poetisch begabte Kritiker in dem monistischen Weltbilde leicht entdeckt. Es ist gewiß ein entzückendes Wunder, weit schöner als manches biblische, daß der vor Millionen Jahren im Baume verschwundene Sonnenstrahl heut in der glühenden Kohle wieder aufleuchtet. Leider gehört ein hochgebildeter Geist dazu, diese Schönheit zu empfinden, und so manchem hochgebildeten Geiste passiert es so gut wie der großen Masse, daß ihm, wenn er nach Brot oder nach Liebe hungert ohne Aussicht auf

Sättigung, alle Wunder der Physik so gleichgültig sind wie die Unendlichkeit der Welt, auf deren Entdeckung durch Giordano Bruno als auf die entscheidende Wendung zur neuen Weltansicht Kalthoff das größte Gewicht legt, während andre Vertreter der monistischen Diesseitigkeitsreligion wie Eugen Dühring und Eduard von Hartmann als gewiegte Mechaniker und Mathematiker beweisen (ohne mich zu überzeugen), daß die Welt endlich ist und einen Mittelpunkt hat. Der moderne Mensch „singt nicht mehr von der Stadt der goldnen Gassen, von der Sehnsucht nach einem himmlischen Zion, er singt ein Lied vom ewigen Menschen, vom Helden, in dessen Brust auch sterbend [?] noch unersättlicher Lebenshunger sich regt,“ und der deshalb, muß man hinzufügen, verzweifeln stirbt, weil diesem Lebenshunger durch die Vernichtung des Jenseits die Aussicht auf Befriedigung genommen ist; denn daß seine Werke, wenn er welche aufzuweisen hat, in andern Menschen fortwirken werden, ist ihm gleichgültig, und daß er in den aus seinem Leichnam kriechenden Tierchen fortleben wird, ist ihm ein ebenso greulicher Gedanke wie jedem andern vernünftigen Menschen. Über echte Religiosität und über Idealismus lesen wir bei Kalthoff manches schöne Wort, z. B.: „Das Leben ist die einzige stichhaltende Glaubensprobe“; aber all dieses Schöne ist nicht neu, sondern stammt aus Plato und aus der christlichen Kirche. „Der mittelalterliche Idealismus wurzelt in dem Glückseligkeitsstreben des Menschen, der moderne dagegen gründet sich auf die Pflicht.“ Eine Umfrage bei einigen tausend modernen Menschen, ob in ihren Herzen der Durst nach Glück oder das Pflichtgefühl überwiegt, würde besonders dann ein für den Bremer Optimisten niederschlagendes Zahlenverhältnis ergeben, wenn die Befragten anonym antworten dürften. Kalthoffs Ideal ist nämlich Kants kategorischer Imperativ. „Notwendig in der Welt ist nicht unser Vergnügen, unser Glück, denn die Welt geht über unser Glück, ja selbst über unsre Gräber hinweg; notwendig ist nur, daß das Gute geschehe, das uns allen erst den Stempel eines vernünftigen Menschen aufdrückt.“ Notwendig? Wieso notwendig, wenn wir auf dem Boden des entwicklungstheoretischen Monismus stehen? Wenn ich ein Mädchen verführen will, so hat die Natur nicht das geringste dagegen einzumenden. So etwas liegt vielmehr ganz in ihrem Lauf, und wenn sie Bewußtsein hätte, würde sie es billigen. Ob ich einem Ertrinkenden die Hand reiche oder ihn mit einem Fußtritt in den Strom zurückschleudre, das ist der Natur so gleichgültig wie diesem ihrem Teile, dem Strome, der auch ohne Beihilfe des Menschen Menschenleben und Menschenwerke oft zerstört. Die geistige Menschennatur, die durch Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl dazu treibt, Gutes zu tun und Böses zu unterlassen, ist etwas von der physikalischen Natur grundverschiedenes, mit ihr nicht vergleichbares, aus ihr nicht zu erklärendes. Aber auch diese höhere Natur, der Trieb zum Guten enthält noch keine Verpflichtung. Wenn ich diesem Triebe widerstehe, so macht mir das an sich so wenig ein böses Gewissen, wie es mir ein gutes macht, wenn ich einem sinnlichen Triebe Widerstand leiste. Verpflichten kann nur eine Person, und noch nie hat ein Mensch in seinem Innern einen kategorischen Imperativ vernommen, der nicht der Widerhall der Stimme einer andern Person, eines selbstbewußten Wesens gewesen wäre. Der Poet fliegt über all solche Klüfte, die sich dem Blick des Denkenden öffnen, sorglos hinweg. Nun darf sich freilich gerade Kalthoff dem Fluge seiner Phantasie nicht nach Belieben überlassen. Er hat ein Amt, das ihn zwingt, andre Leute mitzunehmen. In der Predigt hat das keine Schwierigkeit. Die Zuhörer sind entzückt von den schönen Worten, glauben mitzufliegen und bleiben dabei sitzen, wo sie ihr Geschick hingelegt hat, in ihren Familienzimmern, ihren Rechenstuben, ihren Werkstätten und Fabriken. Aber er hat in seiner Gemeinde Kinder und Konfirmanden; die muß er katechisieren und erfährt dabei, ob und wie weit sie mitkommen. Er beweist ausführlich die Notwendigkeit des Religionsunterrichts. Man darf gespannt darauf sein, welche Erfahrungen er damit im Laufe der Jahre machen wird; ob es ihm gelingen wird, seine Religion lehrbar zu machen, und welche Früchte er erzielen wird. Als ein grundbedürftlicher Mann, der er ist, wird er mit seinen Erfahrungen nicht hinter dem Berge halten.

Wir zeigen bei der Gelegenheit noch ein paar in dasselbe Gebiet schlagende Bücher kurz an. Die Diesseitsreligion von Charles Ferguson (aus dem Englischen von Cecilie Mettenius, Leipzig, Eugen Diederichs, 1903) ist der Kalt-hoffischen Religion verwandt, nur daß die Darstellung phantastischer und zerfahrener ist, und dem amerikanischen Verfasser, den man kurzweg einen Utopisten nennen kann, die gediegne wissenschaftliche Bildung des deutschen Predigers abgeht. — Unserm eignen Standpunkt nähert sich Martin Schian in seinem Buche: Unser Christenglaube (Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waegel, 1902). Er verzagt trotz aller Evangelienkritik nicht daran, ein Bild vom Leben des Herrn Jesus zu gewinnen. „Können wir wirklich meinen, dieser Jesus, wie wir sein Bild vor Augen sehen, sei eine Dichtung? Welcher Phantasie sollte wohl diese Schöpfung gelungen sein?“ Jesus ist ihm eine Offenbarung Gottes; nur mit dem von Jesus erleuchteten Auge vermag er Gott auch in der Natur und in der Geschichte wahrzunehmen. Aber den Jesus des Dogmas kann er nicht gebrauchen. Sehr schön stellt er die Lehre von der Sünde und der Erlösung dar. — Die Modernen aller Lager werden betrübt sein, zu erfahren, daß im zwanzigsten Jahrhundert folgende beiden Sätze gedruckt werden konnten: „In einem Punkte berühren sich heutige und mittelalterliche Wissenschaft: in dem gemeinsamen Einspruche gegen die alle Wirklichkeit überfliegende, aus Prinzipien konstruierende Spekulation, wie sie Kant aufgebracht und Hegel ausgebildet hat. . . . Die Lehre Luthers, daß der Glaube das Köstliche und die Heilige Schrift das Wort Gottes ist, und die Gefänge, die ihr Ausdruck geben, haben tausend [netto tausend?] deutsche Herzen erfüllt und gehoben, und die protestantische Schule hat die Pflicht, diese Lehre aufrecht zu erhalten gegenüber dem gleich sehr unchristlichen wie undeutschen Wahne, daß der Glaube etwas Gleichgiltiges sei, und gegenüber den aufgewärmten alten Lügen der Gnostiker und Rabbinen von der Unechtheit der Evangelien.“ Und noch mehr betrübt wird man darüber sein, daß das Buch, worin diese schrecklichen Sätze stehn, im Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig (1902) hat erscheinen können. Es heißt: Grundlinien idealer Weltanschauung aus Otto Willmanns Geschichte des Idealismus und seiner Didaktik zusammengestellt von Professor Dr. J. B. Seidenberger. Der erste Teil behandelt den antiken, den alttestamentlichen, den mittelalterlichen und den modernen Idealismus, der zweite Teil ist Glauben und Wissenschaft, der dritte Leben und Lebensgemeinschaften überschrieben. Der Prager Philosophieprofessor Willmann und Seidenberger scheinen gläubige liberale Katholiken zu sein, die es über sich gewinnen, den Reformatoren gerecht zu werden.

Noch etwas von der Gräfin Genlis. Das Buch der Neera, Das galante Jahrhundert, gibt von der geradezu unglaublichen Leichtfertigkeit der Gräfin, die in Charlotte Niesens reizendem Werke „Vergangenheit“ eine so seltsame Rolle spielt, Gründe und Beispiele an. In Saint-Aubin, dem elterlichen Gute, das später verkauft wurde, weil man schlecht gewirtschaftet hatte und fertig geworden war, waren Lustbarkeiten, Feste, Maskenbälle an der Tagesordnung. Félicité Ducrest, die spätere Gräfin Genlis, nahm schon im frühesten Alter daran teil. Rollen studieren, Dilettantenvorstellungen veranstalten, sich beständig umkleiden und Proben abhalten, sagt die Verfasserin des Galanten Jahrhunderts, waren die hauptsächlichste Beschäftigung der Mutter und der Tochter, und das junge Mädchen wuchs zwischen kurzen rosa Röckchen, Silberflittern und Flügeln aus Pappe im Lichte der Profzeniumlampen heran. Die Gewohnheit, sich zu verkleiden, war ihr so sehr zur andern Natur geworden, daß sie im Kostüm des Amor nicht nur in den Garten, sondern sogar zur Messe ging und nur Pfeil und Bogen zuhause ließ.

In dem Kloster, in das sie sich nach ihrer Verheiratung mit Genlis während dessen Abwesenheit zurückgezogen hatte, trieb sie grenzenlosen Unfug und fand Vergnügen daran, sich Nachts in die Zellen der guten, alten Nonnen einzuschleichen und den Schlafenden Schminke und Schönheitspfasterchen aufzulegen. Wenn die

armen Damen früh, ohne sich vorher im Spiegel betrachtet zu haben, in solchem Fastnachtsaufputz in der Kapelle erschienen, war natürlich die allseitige Entrüstung groß, und Frau von Genlis hatte ihre Absicht erreicht.

Die auf dem Gute ihrer Schwiegereltern versammelten Gäste hatten sie als „Pariserin“ aufgezogen, weil sie, um im Park spazieren zu gehn, gestickte weiße Atlaschuhe angezogen hatte. Um ihnen zu beweisen, daß sie unverfeinert sei wie ein Hurone, holte sie aus dem Bassin, vor dem man gerade stand, mit der Hand einen Goldfisch heraus und verschluckte ihn lebendig. Das hätte jedem wilden Mann in einer Tierbude Ehre gemacht.

Über Rom, wohin sie im Gefolge der Herzogin von Orleans, der Mutter des spätern Königs Louis Philippe, gereist war, enthalten ihre Niederschriften nur folgende Zeilen: Ich badete sehr häufig in Rom, und stets gegen Abend. Sowie ich im Bade war, ließ ich den Kardinal Bernis verständigen, der gleich mit seinem Neffen kam und drei Viertelstunden mit mir plauderte. Man weiß nicht, ob man mehr die Unverfrorenheit des Kardinals oder die der Prinzenerzieherin bewundern soll.

Die Verfasserin des Galanten Jahrhunderts teilt uns ferner mit, daß Barbey d'Aurevilly Frau von Genlis wie folgt charakterisiert habe: In der Jugend läppisch, im Alter eine Matschbabe. Die beiden Goncourts haben ihr mit Rücksicht auf ihre moralischen Abhandlungen den Beinamen der „Fee der Pedanterie“ gegeben, und Lamartine, dem in seiner Geschichte der Girondisten die Ernennung der Genlis zur Erzieherin der orleanschen Prinzen als Heuchelei des Herzogs verdächtig erscheint, sagt, es habe nie eine Frau besser verstanden, Sittenstrenge (?) mit Intrigantentum zu vereinen.

Anmerkung zu dem Artikel: Luther vor dem Inquisitor haereticae pravitatis. In der Kreuzzeitung (Nr. 569 bis 573) liefert R. Seeberg eine sehr gute, wirklich unparteiische Kritik von Denisles Buch. Er prüft auch einige der Lutherzitate des Dominikaners und weist nach, daß dieser den Reformator das Gegenteil von dem sagen läßt, was er hat sagen wollen. Seeberg beschuldigt aber Denisle nicht, wie dieser in jedem ähnlichen Falle mit Luther tut, der Fälschung, sondern nennt das nur allzu temperamentvolle Polemik. Daß es eine unglaubliche Torheit ist, sich einen Mann von der weltgeschichtlichen Größe Luthers als Lumpen vorzustellen, hebt auch Seeberg gebührend hervor.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

